Die Braut

Erzählung von Hans Bethge

Antonie wanderte den Strand entlang. Ihr blondes Haar schimmerte in der Sonne, es glänzte goldgelb, gleich sommerlichem Korn.

Sie blickte ernst und ruhig in die Ferne, — dann wandte sie sich und schritt langsam dem Badestrand entgegen.

Ihr Verlobter hatte versprochen, ihr am Strande entgegen zu kommen. — War dort seine Gestalt nicht schon zu erkennen? Nun hob er den Arm und winkte. Sie tat das gleiche, ein Lächeln um den feinen Mund. Dann kamen sie sich näher, und nun standen sie vor einander und begrüßten sich. Er küßte ihre Hand, lachte und strich sein helles Haar zurück, in dem der Wind wühlte, dann legte er seinen Arm in ihren, und nun wanderten sie und plauderten. Die Bewegungen seiner langen Glieder hatten etwas Schlenkriges, er war erst Anfang zwanzig, Antonie einige Jahre älter als er.

Alfred erzählte, daß er soeben einen Brief von seinen Vater erhalten habe. Dieser würde am nächsten Abend ankommen, um von seiner anstrengenden Arbeit in der Großstadt auszuspannen. Er selbst, Alfred, gebe seinem Aufenthalt einige Tage zu, um mit Braut und Vater zusammen noch ein paar sonnige Ausflüge zu unternehmen und dann endlich wieder zu seinen Arbeiten auf der Hochschule zurück zukehren.

Antonie und Alfred steuerten in schnellem Gang de Terrasse eines Hotels zu und traten in die Glasveranda, wo schon einige Leute an den weiß gedeckten Tischen saßen. Das Abendessen kam und sie schmausten mit gutem Appetit. Ein paarmal schob Alfred seine Hand hinüber und legte sie, fest zugreifend, auf die Antoniens, — er lachte sie dabei an, fröhlich, herzhaft und unbekümmert.

„Ein Knabe," dachte sie mit einem kleinen Lächeln, „ein großer, kindhafter Knabe, — ich komme mir vor, als sei ich seine Mutter."

Ja, Alfred hatte ein Lachen wie ein Kind, und auch die unbefangene Art, wie er den Oberkörper reckte, und das zeitweilige, abgehackte Heben und Senken der Schultern waren etwas knabenhaft.

Antonie aber hatte nichts mehr vom Kinde, und ihre schönen, schmalen Hände schienen schon die einer jungen Frau zu sein. —

Das Dampfschiff, mit dem Alfreds Vater kommen wollte, war in Sicht. Die Verlobten standen vorn auf der Landungsbrücke. Jetzt kam das Wehen eines weißen Tuches vom Bug des Schiffes, Alfreds Vater schwang es. Ein lebhaftes Grüßen durch die Luft hob an, bis sich der Dampfer mit der Breitseite an die Brücke legte.

Nachdem man sich begrüßt hatte, ging man die Brücke hinunter, drei große, blonde, aufrecht schreitende Menschen, in angeregtem Gespräch.

„Du siehst gut aus", sagte der Vater zu Antonie, „so braun, so schlank, so leichten Schrittes. Ich bin abgearbeitet und freue mich auf die paar Tage der Muße. Wir wollen heiter und sorglos sein."

Zum Abendessen spendete der Vater eine Pfirsichbowle. Es lag etwas Sprühendes in seiner Unterhaltung, und dabei waren doch immer der klare Ernst und das gleichsam durchleuchtete innere Maß seines Daseins zu erkennen.

Antonie dachte: Ob Alfred auch einmal wird wie er? Sicherlich nie so weltgewandt und von so maßvollem, gefestigtem Wesen.

Nach der Bowle trat man auf die Terrasse und sah aufs Meer.

„Morgen werden wir Westwind haben," sagte der Vater, „guten Segelwind, der uns hinaustragen soll. Und nun gute Nacht — und auf morgen!" Er begab sich sofort zur Ruhe. Das Brautpaar ging noch auf die Promenade und setzte sich auf eine Bank.

„Dein Vater ist herrlich," sagte Antonie, „immer wieder bewundere ich ihn; er ist so schlicht und warm, so vornehm und gütig. So solltest Du auch einmal werden."

Alfred lachte. „Du schwärmst ja, Antonie", sagte er, „fast könnte ich eifersüchtig werden."

„Vielleicht hast Du ein wenig Grund dazu", entgegnete sie und lächelte, indem sie seine Hand nahm und auf sie hinabsah. „Deine Hände hast Du von ihm", sagte sie, „nur daß Deine Hände größer sind als seine."

Vor dem Schlafengehen stand sie noch lange am Fensterkreuz und sah in die Nacht, in einem tiefen Gefühl der Einsamkeit. „Merkwürdig", dachte sie, „neben dem Sohn komme ich mir alt vor wie eine Mutter, — aber neben dem Vater spüre ich die ganze Frische meiner Jugend." —

Sie stachen mit vollen Segeln in See, auf einer schlanken Jolle. Alfred bediente die Segel; der Vater saß am Steuerruder. Antonie sah den beiden zu und stellte im stillen Vergleiche an. Man sah es dem Vater an, wie selig er war, sich in Wind und Weite tummeln zu dürfen; sein Auge blickte klar, Behagen klang aus seiner Stimme, mitunter reckte er sich, als wolle er die salzige Seeluft tief in seine Lungen lassen. Man landete in einem anderen Seebad, nahm hier das Essen, ruhte dann zwanglos auf den sonnigen Dünen. Während der Heimfahrt mußte man kreuzen, und es wurde Abend, ehe man heim kam.

Der Vater sprang elastisch aus dem Boot und reichte Antonie die Hand. „War's schön?" fragte er.

„Das sind die schönsten Tage," sagte sie heiter und dachte: Der Griff seiner Hand ist knapp und energisch; Alfred gibt länger die Hand, — aber man fühlt sie nicht so.

Dann kam die Stunde, wo Alfred reisen mußte. Antonie reichte ihm zwei weiße Rosen zum Abschied. Als das Schiff um die Ecke der Landzunge bog, meinte Antonie etwas Gewesenes aus ihrem Dasein für immer entschwinden zu sehen, doch war sie nicht unglücklich darüber. —

In der Abenddämmerung saßen Antonie und Alfreds Vater auf einer Bank der hohen Küste. Sie waren in den Wäldern herumgestreift, nun ruhten sie. Schweigend sahen sie lange in die wogende Unendlichkeit. Dann sprach der Vater: „Antonie, ich muß Dir etwas sagen. Ich glaube Dein Wesen verändert zu finden gegen früher. Vor allem glaube ich, daß Deine Beziehungen zu Alfred sich gewandelt haben. Oder täusche ich mich? Ich habe das Gefühl, daß Du ihm nicht mehr so nahe bist wie einst. Sag mir doch ehrlich, wie steht Du zu ihm?"

„Äußerlich gut", sagte sie, „aber innerlich schlecht. Der Rhythmus seines Daseins ist nicht der meine. Ich fühle immer mehr, daß er zu jung für mich ist. Ich glaube, ich kann seine Frau nicht werden ..."

Ein Schweigen folgte, inhaltsschwer. Antonie lauschte ängstlich, was der Vater erwidern würde. Endlich sprach er langsam: „Ich verstehe Dich vollkommen, Antonie. Du sagst nur, was ich schon längst empfunden habe. Alfred ist nicht der Begleiter, den Du für das Dasein brauchst."

Nun war wieder ein Schweigen, dann nahm er ihre Hand und sagte: „Du hast einen schönen Arm, Antonie, — und wie schmal ist Dein Handgelenk."

Sie sah mit einem schnellen, verwirrten Seitenblick zu ihm empor, eine rote Welle schlug an ihr Herz, sie ließ ihm die Hand. Nun führte er diese Hand an die Lippen, und dann schmiegte er seine eigenen Hände warm um sie herum. „Willst Du m e i n e Frau werden, Antonie?" fragte er ernst.

„Ja, ja, ja", sagte sie leise aber schnell, „das will ich!"

Nun legte er den Arm um sie und sie lehnte das Haupt an seine Brust. So saßen sie und sahen aufs dunkelnde Meer.

„Wie schön — und wie warm", sagte er einmal leise.

Sie fuhr streichelnd mit der Hand über seine Schulter, dann sprach sie mit einem seligen Lächeln: „Jetzt weiß ich, daß ich glücklich bin."

Die Bruthenne auf den Katzen

Ein allerliebstes Tieridyll hat sich in einem Orte der unteren Rottum (Württemberg) zugetragen. Die Hausfrau setzte vor etwa 3 Wochen eine Henne. Jetzt sollten nun die Küchlein schlüpfen. Leider aber waren alle Eier „lauter", so daß die dreiwöchige Arbeit der Bruthenne umsonst war. Man nahm die wertlosen Eier der Henne weg. Die Henne aber, im Gefühle ihrer Mutterschaft, suchte sich Ersatz. Sie fand solchen auch. Im Holzstall, in dem sie seit Wochen brütete, hatte die Hauskatze 4 Kätzchen das Leben geschenkt. Die Katzenmutter war gerade abwesend, als bei der Henne die unliebsame Entdeckung mit den Eiern gemacht wurde. Als die Hausfrau nun wieder nach der Vernichtung der Bruteier in den Holzstall zurückkehrte, fand sie die Bruthenne nirgends. Zufällig schaute sie nach den Kätzchen und sieh da, die Bruthenne saß mit behutsam gehobenen Flügeln auf den Kätzchen, sie zu schützen. Der zurückkehrenden Katzenmutter aber scheint die Sache nicht recht gefallen zu wollen, denn sie nahm in der darauffolgenden Nacht ihre Jungen und trug sie an einen hennensicheren Ort.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 53 | **11. Juli 1934** | **8. Jahrgang**

Glückauf!

Roman von E. Werner

(Nachdruck verboten.)

[11. Fortsetzung]

Der Obersteiger zog vor, nichts gehört und gesehen zu haben und fuhr gleichgültig fort: „Herr Berkow will mit den Ingenieuren das Hebewerk besichtigen. Sie sollen mit Lorenz im Fahrschacht bleiben, Hartmann, bis die Herren wieder zu Tage gefahren sind. Steiger Wilms kann vorläufig Ihre Leute mit zur Schicht führen, bis Sie nachkommen."

Ulrich fügte sich schweigend der Anordnung und blieb mit Lorenz zurück, während die übrigen unter Leitung des Obersteigers anfuhren. Als der letzte seiner Kameraden verschwunden war, kehrte sich der junge Bergmann grollend ab.

„Feiglinge sind sie doch allesamt!" murmelte er ingrimmig. „Ein Glück, daß wir gerade Berkow gegen uns haben und keinen anderen! Wär's ein tüchtiger Mann, der ihnen zu rechter Zeit gute Worte gäbe, sie brächten es nicht zustande."

„Meinst du denn, er wird das nicht auch tun?" fragte Lorenz mißtrauisch.

„Nein! Er ist feige, wie alle Tyrannen! Er prahlt und peinigt nur, solange er obenauf ist, und wenn es an seine Haut oder seinen Geldsack geht, kriecht er zum Kreuze."

„Und der junge Herr? Glaubst du, daß er sich gar nicht einmischt, wenn die Sache losgeht?"

Ein Ausdruck unverstellten Hohnes schwebte um Ulrichs Mund, als er verächtlich entgegnete: „Der zählt nicht! Der läuft beim ersten Lärm, den es gibt, in die Stadt zurück, um sich in Sicherheit zu bringen. Wenn wir mit dem zu tun hätten, wären wir freilich schneller fertig; er sagt zu allem ja, wenn man ihm droht, ihn nicht ausschlafen zu lassen. Der Vater wird uns doch mehr zu schaffen machen."

„Er will das Hebewerk besichtigen", meinte Lorenz nachdenkend. „Ob er auch in die Schachte geht?"

Ulrich lachte bitter auf. „Was fällt dir ein! Unsereins muß freilich täglich da unten sein Leben riskieren; dazu sind wir gut genug — aber der Herr Chef bleibt im sicheren Fahrschacht. Ich wollte, ich hätte ihn einmal so allein neben mir, Auge in Auge, er sollte mir das Zittern lernen, das wir unten so oft durchmachen müssen."

Blick und Ton des jungen Mannes waren so wild, so erfüllt vom tiefsten Haß, daß sein viel gemäßigterer Gefährte es vorzog, zu schweigen und damit für den Augenblick wenigstens dies Gespräch zu beendigen. Es trat eine längere Pause ein; Hartmann war zum Fenster getreten und blickte ungeduldig hinaus, als er plötzlich eine Hand auf seiner Schulter fühlte und Lorenz dicht neben sich stehen sah.

„Ich wollte dich etwas fragen, Ulrich", begann er stockend. „Wie stehst du mit der Martha?"

Es vergingen einige Sekunden, ehe Ulrich antwortete. „Ich mit Martha! Mußt du das wissen?"

Der junge Bergmann sah zu Boden. „Du weißt es ja, ich bin dem Mädchen schon so lange nachgegangen, sie hat mich immer noch nicht gewollt, weil sie — wohl einen anderen wollte. Nun freilich, verdenken kann ich's ihr nicht!", sein Blick glitt mit einer Art von schmerzlicher Bewunderung an seinem Freunde nieder, „und wenn es wirklich wahr ist, daß du mir im Wege stehst, dann muß ich mir die Sache wohl aus dem Kopfe schlagen. Also sage mir gerade heraus, seid ihr einig?"

„Nein, Karl!" sagte Ulrich dumpf. „Wir sind nicht einig, und wir werden's auch nicht, das wissen wir jetzt beide. Ich stehe dir nicht im Wege bei dem Mädchen, und wenn du dein Glück noch einmal versuchen willst, ich glaube, jetzt nimmt sie dich."

Ein Freudenblitz schoß über die Züge des jungen Mannes hin, als er sich tief aufatmend emporrichtete.

In diesem Augenblick wurde draußen die scharfe Stimme Berkows laut, die in sehr ungnädigem Tone zu den ihn begleitenden Beamten sagte: „Und nun bitte ich wirklich, meine Herren, davon aufzuhören! Die alte Wetterführung hat so lange vorgehalten, ohne daß ein Unglück geschehen ist, und wird es auch ferner tun. Wir brauchen keine kostspieligen Neuerungen, die Sie für notwendig zu erklären belieben, weil es nicht aus Ihrer Tasche geht. Die Betriebsfähigkeit will ich erhöht wissen, und die Ausgaben, die Sie dafür ansetzen, werden bewilligt werden. Das übrige wird gestrichen. Wenn die Bergleute in Gefahr sind, so kann ich das nicht ändern; das bringt ihr Brot eben mit sich. Die Arbeiten in den Schachten werden auf das Allernotwendigste beschränkt, um sie betriebsfähig zu erhalten, und damit Punktum!"

Er stieß die Tür des Schachthauses auf und schien unangenehm überrascht zu sein, als er die beiden Bergleute gewahrte, die er hier wohl nicht vermutet hatte und die seine letzten Worte gehört haben mußten. Noch unangenehmer als ihm schien ihre Gegenwart dem Oberingenieur zu sein.

„Hartmann, was tun Sie noch hier oben?“ fragte er betreten.

„Der Obersteiger sagte uns, wir müßten die Herren in den Fahrschacht begleiten“, antwortete Ulrich, ohne die dunkelglühenden Augen von Berkow abzuwenden.

„Schon gut!“ sagte Berkow kurz. „Fahrt immer an, wir kommen nach. Glück auf!“

Es schien in der Tat, als ob mit dem Unwetter des gestrigen Tages sich der so lange ersehnte Frühling sein Reich erstritten habe; mit einer solchen Zauberschnelle hatte sich die Witterung über Nacht geändert. Wie spurlos verschwunden waren Nebel und Wolken, mit ihnen Wind und Kälte; die Berge lagen jetzt so klar da, umleuchtet von dem hellen Sonnenschein, umweht von der milden, warmen Luft, daß man sich nun endlich der Hoffnung hingeben durfte, es sei vorbei mit dem ewigen Regen und Sturm der letzten Wochen, vorbei für eine lange sonnenhelle Frühlings- und Sommerzeit.

Eugenie war auf ihren Balkon getreten und blickte hinaus in die nun endlich entschleierte Landschaft. Ihr Auge haftete nachdenklich und träumerisch auf den Bergen drüben. Vielleicht dachte sie an die gestrige Nebelstunde dort oben auf der Höhe, aber die Erinnerungen wurden rasch und gewaltsam durch den Klang eines Horns unterbrochen, das in ihrer unmittelbaren Nähe ertönte; gleich darauf fuhr ein Extrapostwagen unten an der Terrasse vor, und mit einem Schrei der Freude und Überraschung flog die junge Frau von Balkon zurück.

„Mein Vater!“

Es war in der Tat Baron Windeg, der rasch aus dem Wagen stieg und ins Haus trat, wo ihn seine Tochter schon oben an der Treppe empfing. Es war das erste Wiedersehen zwischen ihnen seit ihrer Vermählung, und der Vater schloß sein Kind leidenschaftlich fest in seine Arme. Die junge Frau machte sich endlich sanft los und zog ihn mit sich in den kleinen blauen Salon.

„Welche Überraschung, Papa!“ sagte Eugenie noch strahlend vor Freude und Aufregung. „Ich hatte keine Ahnung von diesem unerwarteten Besuch.“

Der Baron ließ sich, den Arm noch immer um sie geschlungen, mit ihr auf die Ottomane nieder.

„Es war auch nicht beabsichtigt, mein Kind. Eine Reise führte mich in diese Gegend, und da konnte und wollte ich nicht den Umweg von einigen Stunden scheuen, um dich wiederzusehen.“

„Ein Reise? Eugenie blickte fragend in das Antlitz ihres Vaters, dessen Auge so forschend auf ihren Zügen ruhte, aber als ihr Blick jetzt zufällig niederglitt auf seinen Hut, den er noch in der Linken hielt, schreckte sie erbleichend zusammen.

„Um Gottes willen, Papa, was soll der Trauerflor? Meine Brüder —?“

„Sie sind wohl und grüßen dich herzlich“, beschwichtigte der Baron. „Erschrick nicht, Eugenie! Für das, was dir lieb ist, brauchst du nicht zu zittern. Ein Trauerfall, der allerdings unsere Familie betroffen hat, geht leider, muß ich wohl sagen, keinem von uns zu Herzen. Doch ich werde dir das später ausführlich mitteilen, jetzt sage mir —“

„Nein, nein“, unterbrach ihn die junge Frau unruhig, „ich muß erst wissen, wem dieser Flor gilt. Wen haben wir zu betrauern?“

Windeg stellte den umflorten Hut beiseite und legte den Arm fester um seine Tochter; es war etwas Schmerzliches, Krampfhaftes in der Zärtlichkeit, mit der er sie an sich drückte.

„Ich bin auf der Reise, um unserem Vetter Rabenau die letzte Ehre zu erweisen. Seine Güter liegen in der Provinz.“

Eugenie fuhr auf. „Graf Rabenau? Der Majoratsherr —“

„Ist tot!“ vollendete der Baron schwer.

Eugenie war totenbleich geworden; die Nachricht ging auch ihr nicht zu Herzen, und dennoch erregte sie sie aufs furchtbarste; sie sagte kein Wort, aber der Vater schien ihre Erregung zu begreifen.

„Du weißt, daß wir einander schon seit langer Zeit entfremdet waren“, fuhr er düster fort. „Mit Rabenaus rohem, wildem Wesen war nicht auszukommen, und nie vergesse ich die bittere Abweisung, die ich vor einem halben Jahre von ihm erfahren mußte. Er hätte uns retten können, wenn er gewollt; ihm wäre es ein leichtes gewesen; er wies mich rauh und hart zurück. Nun ist er tot, gestorben ohne Erben; ich trete das Majorat an, jetzt, wo es zu spät ist, wo ich mein Kind geopfert habe!“

Es lag ein erschütternder Schmerz in diesen Worten. Eugenie strebte sichtbar sich zu fassen, und das gelang ihr auch im Laufe der nächsten Minuten.

„Oh, Papa, du darfst jetzt nicht an mich denken! Ich — atme ja auf bei dem Gedanken, daß dir ein so reicher Ersatz wird für all die Demütigungen, die du erlitten; mich überraschte nur das Unerwartete, Plötzliche dieser Nachricht. Wir konnten uns ja nie Hoffnung auf das Majorat machen.“

„Nie!“ sagte der Baron düster. „Rabenau war jung und kräftig; er stand im Begriff, sich zu vermählen. Wer konnte da glauben, daß eine dreitägige Krankheit ihn niederwerfen würde! Vor vier Wochen noch hätte uns die Hälfte, hätte uns ein Vierteil des Reichtums gerettet, der mir jetzt zuströmt. Ich hätte dem — Schurken, der mich ins Unglück stürzte, das Geld hinwerfen können, das er mit hundertfachen Wucherzinsen forderte, und meine einzige Tochter brauchte nicht der Preis zu werden. Ich habe dein Opfer angenommen, Eugenie. Gott weiß es, nicht um meinetwillen. Aber daß dieses ganze bittere Opfer jetzt umsonst gebracht sein soll, diesen Hohn des Schicksals ertrage ich nicht! Er preßte heftig ihre Hand in der seinigen; aber die junge Frau hatte sich schon gefaßt.

„Du darfst nicht so sprechen, Papa!“ entgegnete sie fest. „Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen deine anderen Kinder. Meine Vermählung wendete nur das Drohendste ab; es blieb noch immer genug, was schwer auf uns lastete, was dich vielleicht später aufs neue in erniedrigende Abhängigkeit von jenem Manne gebracht hätte. Diese Gefahr ist nun abgewendet für immer; du kannst ihm das Empfangene zurückzahlen. Wir schulden ihm nichts mehr!“

„Aber er schuldet dich uns!“ unterbrach sie Windeg bitter, „und er wird sich hüten, diese Schuld je einzulösen. Das ist's, was mir die Rettung vergällt, die ich vor kurzem noch aufatmend begrüßt hätte und die mich jetzt zur Verzweiflung treibt, um deinetwillen.“

Eugenie wendete sich ab und beugte sich tief über die Blumen, die neben ihr in einer Vase dufteten.

„Ich bin nicht so unglücklich, wie du und meine Brüder es vielleicht glauben“, sagte sie leise.

„Nicht? Meinst du, ich hätte mich durch deine Briefe täuschen lassen? Ich wußte es im voraus, daß du uns schonen würdest; aber wenn mir noch ein Zweifel geblieben wäre, deine Blässe spricht deutlich genug. Du bist unglücklich, Eugenie, mußt unglücklich sein an der Seite dieses Menschen, der —“

„Papa, du sprichst von meinem Gatten!“

Die junge Frau erhob sich so heftig und leidenschaftlich bei diesen Worten, daß ihr Vater zurücktrat und sie betroffen ansah, ebenso erstaunt über diesen Ton wie über die dunkle Purpurglut, die ihr Antlitz bedeckte.

„Verzeih!“ sagte er sich fassend, „ich kann mich immer noch nicht an den Gedanken gewöhnen, daß meine Tochter einem Artur Berkow angehört. Du hast recht, ich muß dich in dem Manne schonen, dem du nun einmal angetraut bist, wenn ich es auch deutlich genug sehe, wie sehr du durch ihn gelitten hast und noch leidest.“

Die tiefe Glut war langsam wieder von Eugeniens Antlitz gewichen, aber noch blieb ein heller Schein davon zurück, als sie gepreßt erwiderte: „Du irrst, ich habe keine Klage über Artur. Er hat sich von Anfang an in einer Entfernung gehalten, die ich ihm nur danken kann.“

Die Augen des Barons flammten auf. Eine Genugtuung wenigstens kann ich dir geben, Eugenie! Du wirst nicht lange mehr den Namen tragen, an dem so viel Gemeinheit, so viel Schändlichkeit gegen uns und andere haftet, nicht minder schändlich deshalb, weil das Gesetz sie nicht bestrafen kann. Ich habe dafür gesorgt, daß wenigstens das ein Ende nimmt.“

Die junge Frau sah ihn überrascht an. „Was meinst du damit?“

(Fortsetzung folgt)

Die Gaunerparade

Zehntausend Unterweltler im Scheinwerferlicht. Von W. A. Oerley-Wien

Jeden Tag um 9 Uhr wird im Polizei-Hauptquartier von New York die berühmte „Gaunerparade“ abgehalten. Alle während der Nacht eingelieferten verdächtigen Personen müssen sich dort vor den kritischen Augen von etwa dreihundert Detektiven der Kriminalpolizei eine Musterung gefallen lassen. Die gesamte Unterwelt der Stadt ist im Laufe der Zeit dort über das Podium des „Gymnasiums“, wie der große, kahle Raum genannt wird, gezogen und hat unter dem kalten, unbarmherzigen Licht der acht großen Lampen gestanden. Die auf der Rückwand in Kopfhöhe laufenden wagerechten Linien (die starken zeigen die Größe der davor stehenden Person in Fuß, die dünnen in Zoll an) sind schon etwas abgewetzt und legen ein beredtes Zeugnis dafür ab, wie stark der Besuch dieser Bühne ist, auf der sich der vorletzte Akt unzähliger großer und kleiner Tragödien abspielt.

Hinter einem erhöhten Pult befindet sich der Chefinspektor, ein Mikrophon vor sich. Seine ins „Zuckerstück“ gesprochenen Fragen werden über einen Verstärker zu einem Lautsprecher geleitet, der seiner Stimme einen unpersönlichen Klang verleiht; sie dröhnt durch den Raum, als wäre das Jüngste Gericht bereits angebrochen.

Die Detektive, den Hut in den Nacken geschoben, beobachten kühl und gelassen die Parade. Sie wird ihretwegen abgehalten und hat den Zweck, die Kriminalpolizei mit den verbrecherischen Elementen der Stadt bekannt zu machen. An die zehntausend Personen paradieren dort jährlich.

Diese großen und kleinen Gauner verlieren viel von ihrer früheren Furchtbarkeit. Im Rampenlicht der unbarmherzigen, viele tausend Kerzen starken Lampen, gegenüber einem halben Tausend kritischer Augen, deren dazugehörige Gesichter zu erkennen sie das grelle Licht hindert, schwindet ihr Selbstbewußtsein immer mehr und mehr, und wenn dröhnend und unpersönlich die Fragen des verhörenden Chefinspektors aus dem Lautsprecher ertönen, wird gar mancher hartgesottene Sünder weich.

Ueber die „Bühne“ stolziert ein Fünfundzwanzigjähriger. Er ist etwas modisch gekleidet, um vornehm zu wirken. Er macht einen unbekümmerten Eindruck; seine Antworten klingen zuversichtlich. Seine Augen glänzen aus kleinen, zusammengezogenen Pupillen, und seine von Nikotin leicht gebräunten Finger allein verraten etwas von seiner Nervosität. Er wird beschuldigt, bei einem Raubüberfall auf ein Nachtlokal einen Mann kaltblütig niedergeschossen zu haben.

Auf die Frage des verhörenden Chefinspektors antwortet er höflich, aber bestimmt, daß er von nichts wisse; im übrigen verlangt er nach seinem Rechtsbeistand. Später, in ein paar Stunden, wenn das Kokain oder Morphium, mit dem er sich für den Raubüberfall „gedoped“ hat, seine Wirkung verliert, wird er sprechen, für ein Gramm „Schnee“ bereit sein, nicht nur jedes Verbrechen einzugestehen, sondern auch seine besten Freunde zu verraten und zu verkaufen.

Der Inspektor winkt ihn fort.

Der nächste ist ein kleiner, schäbiger, rattenäugiger Kerl. Er hat eine weinerliche Stimme und zerknüllt aufgeregt seine schmierige Kappe.

„Wie heißen Sie?“ tönt es aus dem Lautsprecher.

„Wer, ich? Ich heiße Frank Smith.“

„Wo wohnen Sie?“

„Wer, ich? Wo ich wohne? Ich wohne in Brooklyn.“

„Was taten Sie bei dem rückwärtigen Eingang zu dem Warenhaus?“

„Wer, ich? Was ich getan habe? Gar nichts! Ich bin, verstehen Sie, ganz zufällig vorbeigegangen und . . .“ es folgt eine umständliche nichtssagende Erklärung.

Die stereotype Wiederholung von „Wer, ich?“ und der Frage ist nichts als der verzweifelte Versuch, Zeit zu gewinnen. Diese kleinen Finten, jedem gewiegten Kriminalisten längst bekannt, kennzeichnen ihn als einen unverbesserlichen Berufsverbrecher. Ein Kerl, verstockt und unintelligent, der, einmal vom rechten Weg abgekommen, niemals einen ehrlichen Lebenswandel führen wird, sondern es vorziehen, von seinen kleinen Gaunereien mehr schlecht als recht zu leben.

Ihm folgt ein jovial aussehender Vierziger. Hinter der Hornbrille, die seinem groben Gesicht einen vertrauenswürdigen Ausdruck verleiht, funkeln harte, schlechte Augen.

„Was haben Sie mit dem Ihnen anvertrauten Geld gemacht?“ dröhnt die Frage.

„Ich verweigere die Aussage. Solange ich keine Gelegenheit bekomme, mich mit meinem Anwalt zu beraten, werde ich überhaupt keine Aussage machen“, kommt die aalglatte und entschiedene Antwort.

Er spricht erst, sobald er sich mit seinem „Mundstück“, wie die Anwälte in Verbrecherkreisen genannt werden, beraten hat. Und seine Antwort wird eine ausgeklügelte, glaubwürdige und genügende Erklärung sein. Er steht nicht das erste und nicht das letzte Mal auf diesem Podium.

Ihm nach stolpert ein riesiger Neger aufs Podium. Er sieht komisch und gutmütig aus. Seine entsetzten Augen rollen unruhig, und seine wulstigen Lippen teilen sich zu einem verlegenen Lächeln, das ein Raubtiergebiß entblößt.

„Haben Sie den Kerl umgebracht?“

„Ja, Boß, ich hab' ihn getötet.“ Er verbeugt sich linkisch und geht seinen Weg weiter, der unweigerlich im elektrischen Stuhl endet.

Der nächste ist ein etwa sechsundzwanzigjähriger junger Mann, anscheinend ein Schlosser oder Mechaniker. Man hat ihn des versuchten Automobildiebstahls angeklagt. Er steht blinzelnd im grellen Licht der Lampen. Sein gut geschnittenes Gesicht, sein offener Blick, seine entschieden und doch höflichen Antworten erwecken den Eindruck, als handle es sich um einen unschuldig Festgehaltenen.

Vielleicht ist es wirklich wahr, was er sagt. Vielleicht wollte er tatsächlich nur Bezieher für eine Zeitschrift werben.

„Die Mechaniker der Nachtschicht kaufen gerne mein Magazin. Sie haben oft Stunden lang nichts zu tun, und da lesen sie gern.“

Seine Antworten sind klar, entwaffnend einfach.

„Sind Sie vorbestraft?“

Der junge Mann schweigt; allmählich beginnen seine Hände nervös an der Mütze herumzufingern.

Nach einer kleinen Pause fährt die Stimme im Lautsprecher fort. Monoton und doch deutlich berichtet sie:

„Verurteilt in Boston, Maß., 1926 wegen Diebstahls, zwei Monate. Verurteilt in Springfeld, Maß., 1928 wegen versuchten Einbruchs, sechs Monate. Verurteilt in Philadelphia 1929 wegen Automobildiebstahls, neun Monate. 1930 wegen versuchten Automobildiebstahls in Chicago, Ill., angehalten, aber wegen Mangels an Beweisen freigelassen.“

Der nette, junge Mann blickt nicht mehr ruhig, offen und unschuldig drein. Auf seinem Gesicht spiegelte sich Wut, Zorn und Angst.

Das Erschütterndste aber an dieser Gaunerparade ist, daß die meisten der Vorgeführten Halbwüchsige sind, Burschen zwischen 16 und 20 Jahren. Unter ihnen findet man die gefährlichsten Gesellen. Sie sind es, die zum Revolver greifen, um sich in gefährlichen Lagen mit der Waffe den Weg zur Freiheit zu erkämpfen, wenn vielleicht ein alter, erfahrener Kunde von früher versuchen würde, sich mehr auf seinen Kopf als auf sein Schießeisen zu verlassen.

Verblüffend ist die Schamlosigkeit, mit der diese jungen, haltlosen Menschen Verbrechen eingestehen und ihre Beweggründe enthüllen, die Hemmungslosigkeit, mit der sie allen Gesetzen zum Trotz versuchen, alle ihre Wünsche und Bedürfnisse zu befriedigen.

Zwei Buben, kaum der Schule entwachsen, stehen im Rampenlicht.

„Habt Ihr diesen Herrn da aufgehalten und beraubt?“

„Ja, gewiß! Jim hat ihm den Revolver unter die Nase gehalten, und ich habe seine Taschen durchsucht.“ Dann geringschätzig: „Aber wir haben nur acht Dollar gefunden.“

Das sind so die Tragödien, die auf dieser „Bühne“ gespielt werden. Das Leben schreibt sie.

Objektiv wie ein Hering. Der Rechtsanwalt W. Cowley ist zum Schiedsrichter der englischen Insel Man gewählt worden. Er hat jetzt sein Amt angetreten unter Beachtung der traditionellen Vorschriften, die von altersher dafür vorgesehen sind. Zu diesen traditionellen Pflichten gehört es, daß der Schiedsrichter in dem Augenblick, in dem er sein Amt antritt, einen Eid leisten muß. Nach dem Zeremoniell der Insel Man hat er zu schwören, so indifferent zu urteilen, „wie das Rückgrat des Herings in der Mitte des Fisches liegt“.